

Religionen und Weltanschauungen in der Umgebung des Christentums

Eine Untersuchung zur neueren Geschichte der Religionspädagogik *

Hans Zirker

Von allen Erfahrungen, die die Christen in der Neuzeit machen mussten, war sicher am folgenreichsten, dass ihr Glaube an gesellschaftlicher Stabilität, an kulturellem Gewicht und damit an öffentlich spürbarer Überzeugungskraft einbüßte. Als einerseits die konfessionelle Geschlossenheit, in der zuvor das Abendland innerlich und äußerlich zusammengehalten war, zerbrach und man andererseits durch die Entdeckung ferner Länder und Erdteile zunehmend Einblick in den Reichtum und den Rang fremder Religionen gewann, konnte dies den eigenen Geltungsanspruch unsicherer werden lassen. In neuer Beunruhigung drängten die Fragen an: Was ist mit all den Menschen, die nicht Christen sind – und es auch dann nicht sein wollen, wenn sie vom christlichen Glauben Kenntnis haben? Wie steht es mit der Glaubwürdigkeit der christlichen Verkündigung, wenn sie so offensichtlich an ihre Grenzen stößt? Gibt es vielleicht andere Wege der Verständigung, auf denen sich alle Menschen guten Willens über ihre religiösen Differenzen hinweg zusammenfinden können? Derartige Überlegungen trafen auf den Nerv des christlichen Selbstverständnisses. – Ist davon in den Katechetischen Blättern der letzten 100 Jahre einiges zu spüren? Da es ihnen gerade um die überzeugungskräftige Vermittlung des Glaubens geht, kann man dies von vornherein erwarten.

Das Ergebnis ist in der Tat aufschlussreich – wenn auch nicht dadurch, dass dieses Thema in großem Umfang oder besonderer Häufigkeit aufgegriffen würde; im Gegenteil spielt es neben dem vielen anderen, das zur Sprache kommt, über weite Strecken hinweg eine scheinbar geringe Rolle. Doch die Art, in der es wahrgenommen und behandelt wird, und die inhaltlichen Verschiebungen im Laufe der Zeit sind symptomatisch.

Von „Heiden“ liest man oft und erfährt man wenig

„Mission“ ist vor allem das Stichwort, unter dem man von Anfang an „die Anderen“ in den Blick nimmt. Es ist dabei erstaunlich, wie lange man von dem entsprechenden Sendungsauftrag der Kirche, von ihren Mühen und Erfolgen lesen kann, ohne dass überhaupt von der Existenz fremder Religionen die Rede ist. Dabei macht es weitgehend keinen Unterschied, ob man etwa zu Heften um 1890 oder 1950 greift. Die vorherrschende Perspektive richtet sich bis in die Nähe des Zweiten Vatikanums allemal von denen aus, die im Licht sind, auf diejenigen, die noch im Dunkeln leben müssen. Dementsprechend sollen die Schüler vom „Sieg des Christentums über die rohen Heidenvölker“ erfahren (1911, 58)**.

* Erstveröffentlichung in: Katechetische Blätter 112, 1987, H. 5–6 (zum 100-jährigen Bestehen des Deutschen Katecheten-Vereins), 398–402; für die Online-Publikation durchgesehen und in Geringfügigem korrigiert.

** Bei der von den Herausgebern gebotenen Kürze können im Folgenden immer nur vereinzelte Belege ausgewählt werden. Es sei jedoch versichert, dass die zitierten Stellen für das jeweilige Spektrum repräsentativ sind.

Es geht um den „Kampf zwischen Himmel und Hölle, um das Heil von tausend Millionen Heiden“ (1911, 29), aber auch darum, dass Missionare helfen, wenn „ein siebenjähriges, schlankes Negerbüblein mit Blut und Schweiß und Kot bedeckt“ versucht, den Menschenfressern zu entkommen (1930, 335 f); und wer sich bei derartigem fragt: „Warum sind die Heiden oft so roh und wild?“, der erhält auch gleich die Antwort: „Sie haben nicht den rechten Glauben“ (ebd. 336). Man will deshalb auch zu Weihnachten „bei jeder Krippe ein Negerkind sehnsüchtig hinter dem Zaun stehen“ sehen (1958, 469). Die Menschen, die von der Ausbreitung des Christentums noch nicht eingeholt sind, erscheinen vor allem als solche, die Mangel leiden und – mehr oder minder ausdrücklich – darauf warten, dass er ihnen behoben werde. Dass sich bereits in einer eigenen religiösen Lebenswelt befinden, übersieht man dabei geflissentlich. In geistiger Anteilnahme am missionarischen Wirken der Kirche kann man dann seinen Blick auf ferne Erdteile und Länder richten und dennoch ganz auf den eigenen Glauben fixiert bleiben: „Nun gehen wir zuerst nach Rom ... Und dann gehen wir weiter ... nach Südamerika ... nach China ... und noch einmal nach Südafrika“ – aber nirgends scheint man auf diesen Wegen fremden Religionen zu begegnen (1958, 501).

In erstaunlicher Unbefangenheit fließen in solchen globalen Betrachtungsweisen politische Bewertungen ein. Dass Mission sich vielfältig mit kolonialer Unterwerfung und Ausbeutung fremder Länder und Völker verbunden hat, wird in den entsprechenden Jahren ohne Bedenken eingeräumt: „Wilde und halbwilde Völker sind in unmittelbare Berührung mit der europäischen Kultur gekommen, besonders auch durch die Kolonisationsbestrebungen der christlichen Mächte“ (1911, 30). Und selbst im großen zeitlichen Abstand sieht man den Grund für eine bedauernswerte Geringschätzung der Mission bei uns schlicht darin, „daß wir keine Kolonien hatten“ – im Unterschied etwa zu Belgien, das hier im Vorteil ist (1953, 475). Stimmen, die sich in nationalsozialistischer Zeit „gegen die notwendige Förderung der Heidenmission“ äußern, müssen sich sagen lassen, dass ihre Angriffe „durchaus unkirchlich und undeutsch“ sind – nicht nur, weil sie sich gegen den Sendungsauftrag Christi richten, „sondern auch gegen die ausdrücklichen Anordnungen der deutschen Reichsregierung, welche wiederholt die Förderung der Auslandsmissionen angeordnet hat ... für die Weltgeltung des Deutschtums“ (1935, 237).

In der Konsequenz solcher Bewertungen kann in diesen Jahren unter dem Stichwort „Mission“ auch die Seelsorge an den Auslandsdeutschen angesprochen werden, da „der Missionsbefehl Christi und die Heidenmission nicht ausschließen, sich zuerst an unsere Volksgenossen auf dem breiten Erdenrund zu wenden“, damit so „die Liebe zum großen deutschen Gesamtvolk gewahrt“ werde (1937, 405). Für eine differenzierte Sicht der anderen religiösen Kulturen besteht bei derartigen politischen Voraussetzungen verständlicherweise kaum eine Neigung.

tativ sind. Auf die namentliche Nennung von Autoren wird weitgehend verzichtet. (Sie wäre manchmal unangemessen diskriminierend.) Die Angabe von Jahrgang und Seitenzahl soll zur Identifikation der Belege genügen.

Nicht weniger gefühllos gegenüber den fremden Religionen erscheint die Betrachtungsweise dort, wo die christliche Sendung zu den Völkern bevorzugt mit dem Vokabular von Heldentum und Kampf zur Sprache gebracht wird. Noch acht Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zeigt ein in der Religionspädagogik geachteter Autor keinerlei Scheu, Mission ständig mit militärischem Einsatz zu vergleichen. Er bedauert, dass es nicht möglich sei, die Jugend für die Verbreitung des Evangeliums so zu „erwärmen und interessieren wie im Krieg für die Fronttruppe oder den Fliegeroffizier“ (1953, 475). Wenn man die Bedeutung der Mission für das kirchliche Leben richtig begreifen wolle, müsse man sich „an die Verbundenheit von Front und Heimat während des letzten Krieges“ erinnern; „der Vergleich mit dem Krieg kann uns doch sehr die Augen öffnen“ (ebd. 473). „Wie bei einer Truppe“ ist bei der Verbreitung des Christentums unter den Völkern „Einsatzbereitschaft“ nötig, „Tapferkeit und Kameradschaftlichkeit“; Diese Tugenden können nur dort begeistern, wo die „Etappenkirche“ einen „lebendigen Kontakt mit der Missionsfront“ hat (ebd. 423). Eine „lohnende, grandiose, die ganze Hingabe fordernde Möglichkeit“ wird darin gesehen, dass „sich die Besten der Jugend für die Missionen“ so „berufen fühlen“, „wie sich im ersten Weltkrieg die Freiwilligen meldeten“ (ebd. 481). Hier wird das Pathos endgültig makaber. Wie will man dabei die Assoziation abwehren, dass Christen und Nichtchristen einander auf dem Schlachtfeld gegenüberstehen?

Von all dem hebt sich als eine zu seiner Zeit auffällige Stimme Joseph Göttler ab, wenn er eine bessere Unterrichtung für die fremden Religionen und eine überzeugendere Auseinandersetzung mit ihnen verlangt, als sie von einem Religionsunterricht, „der in seiner eindeutigen Einstellung summarisch vom ‚Heidentum‘ neben Judentum und allenfalls noch Mohammedanismus als Gegensätzen zur wahren christlichen Religion ... spricht“ (1928, 274), zu erwarten sind. Er sieht „die Wirkungen mancher das heutige Christentum an Ernst, Strenge, Tiefe in einzelnen Teilpunkten übertreffenden Religionen“ (ebd.), spürt die Fragen, die davon ausgehen und hält das, was die Theologen dazu bisher sagten, nicht für ausreichend: Sie haben wohl „manches zur Lösung vorgebracht, haben ihre Forderungen immer mehr erweicht“, aber es bleibt fraglich, ob dies alles „dem einfachen Laienverstand“ genügen kann, „falls es überhaupt zu seiner Kenntnis kommt neben dem ‚extra ecclesiam nulla salus‘“ (275).

Wie schwer jedoch in solcher Hinsicht ein Umdenken fallen musste, wird gerade an einem Aufsatz deutlich, der – mit Verweis auf das Zweite Vatikanum und den „Holländischen Katechismus“ – vor „Schwarzweißmalerei“ warnt und „eine notwendige Revision“ in der Beurteilung der anderen Religionen und der Mission fordert (1967, 668): auch er spricht ständig von den „Heiden“ und würdigt sie unter dem selbstgefälligen Gesichtspunkt, dass es „Spuren des Christlichen auch in den heidnischen Religionen und Kulturen“ gibt (670). Doch kommen von nun an neue Stimmen auf, mit gelegentlich recht kritischen Akzenten – etwa bei der Verwunderung darüber, dass in bestimmter katechetischer Literatur der Vergangenheit alle Menschen nach ihrer Bekehrung zum Christentum „trotz materieller Armut stets froh und glücklich sind“ – „so verbreiteten Gottesliebe und Glaube permanente Fröh-

lichkeit und Vertrauen“ (1970, 111). Demgegenüber sucht man jetzt ein realistisches Bild, das nicht aus erbaulicher Verklärung hervorgeht, sondern aus unmittelbaren Erfahrungen. Ein Heft, das insgesamt der Thematik „Mission – In der Begegnung leben“ gewidmet ist (12/1983), lässt in einem bisher nicht gewohnten Umfang Autoren aus den fernen Ländern selbst zu Wort kommen. Hier lesen wir beiläufig auch die Bemerkung eines Seelsorgers aus Afrika, ihm wäre es im Umgang mit seinen nichtchristlichen Mitmenschen – angesichts des Elends, in dem sie lebten – „nie in den Sinn gekommen, sie ‚bekehren‘ zu wollen“ (898). Bei so zurückhaltender Einstellung ist es verständlich, dass wir in den Katechetischen Blättern der nachkonziliaren Zeit weit seltener auf das Stichwort „Mission“ oder gar „Heidentum“ stoßen als zuvor.

Mit den konkreten Religionen kommt man unterschiedlich zurecht

Auch wenn sich bis in die 60er Jahre der Blick der Katechetischen Blätter nur selten auf einzelne fremde Religionen richtet (und danach auch nicht gerade häufig), so werden dabei doch einige auffällige Markierungspunkte gesetzt.

Unter allen Religionen, die zur Sprache kommen, erscheint eine als besonders angsterregend, denn mit Bestürzung stellt man fest, dass für Afrika nicht nur als „die größte Gefahr“ der Protestantismus droht (1911, 31), sondern „noch eine andere viel größere Gefahr: die Propaganda des Islam“, der „mit einem wahrhaft diabolischen Fanatismus“ kämpft, so dass immer mehr Menschen in die „Netze dieser teuflischen Religion“ geraten (ebd.32). In späteren Jahrzehnten wird der „Mohammedanismus“, der als unheilvolle Macht „vordringt“, in einem Zug mit dem Bolschewismus genannt (1953, 417); in seinem Expansionstrieb erscheint er als eine ebensolche Bedrohung wie die „der roten Welteroberung“ (1955, 490). Eine „Lehrprobe“ verdeutlicht, warum diese Einschätzung des Islams schon von seinem Ursprung her berechtigt ist: Mohammed wollte die Menschen „betören“, indem er lehrte, was er „selber erfunden“ hatte, darunter auch die schlimme Behauptung: „Wenn jemand an Gott nicht glauben will, so muss man ihn mit Gewalt dazu zwingen: ... Glaub` oder stirb“ (1912, 77). Dabei hatte er nur im Sinn, „sich zum Herrn des Landes zu machen“ (ebd.); denn er war „grausam, rachsüchtig, ehrgeizig“ (79). So allein ist es verständlich, dass „das wunderschöne, alleinseligmachende Christentum“ dem „unheiligen Islam“ weichen musste, diesem „schrecklichen Feind“ (ebd.). Genüsslich entfaltet die Unterrichtsstunde das entsprechende Bild. Wie weit ist von hier aus der Weg bis der nüchternen Überlegung „Warum bekehren sich die Mohammedaner nicht?“ (1963, 233 – immer noch mit dieser schlechten Benennung der Muslime) oder gar bis zu dem beachtlichen Entschluss, einen Muslim selbst seinen Glauben vorstellen zu lassen (1976, 407–413). Die Spuren der Zeitgeschichte trägt ein Aufsatz, der sich 1928 mit der germanischen Mythologie befasst und dabei Bildungstendenzen abwehrt, die am liebsten „die Gleichung: deutsch = heidnisch“ aufstellen möchten (232). Demgegenüber gibt er dem Religionsunterricht das Ziel vor, zu „zeigen, wie Deutschtum und Christentum zusammengehören“ (233).

Im übrigen findet man bis zur Zeit des Zweiten Vatikanums nur äußerst wenige und zufällige Bemerkungen über die nichtchristlichen Religionen. Dies gilt auch für das besondere Thema „Judentum“. Ganz vereinzelt stößt man auf „Jüdisches für die christliche Katechese“ (1904, 57–65), dann zugleich aber auch auf Äußerungen über die „echt jüdische Findigkeit, um unangenehme Dinge heruzukommen“ (63), über die Fähigkeit der Juden, geschichtliche Berührungspunkte mit dem Christentum „recht pfiffig“ (64) und „recht hübsch“ (65) darzustellen. Eine sachliche, gar selbstkritische Auseinandersetzung erfolgt nicht. Offensichtlich zu Recht schreibt 1962 Theodor Filthaut in einem einzigartigen Aufsatz über „Die Juden in der christlichen Unterweisung“ (337–349), dass „in der katechetischen Praxis ... diese Fragen tabu“ sind – „eine erstaunliche und beruhigende Tatsache“ (337). Im gleichen Jahrgang bestätigt eine kleine Erhebung „Wie denken die Jugendlichen über Juden?“ (148–159), dass die religiöse Bildung in diesem Punkt bislang über einige wenige dürftige Klischees nicht hinausgekommen ist.

Aber eine große didaktische Wende bezeugt auch das, was man von der Mitte der 60er Jahre an bis heute in den Katechetischen Blättern über die nichtchristlichen Religionen insgesamt findet, noch nicht. Es sind wenige Belege für ein verändertes Klima, für die Bereitschaft, aufgeschlossener und gelassener auf die Anderen zu hören; zugleich sind es jedoch auch Belege dafür, dass noch viel zu tun bleibt, besonders im Blick auf die uns „verwandten“ Religionen Judentum und Islam.

Neben den spezifisch theologischen Impulsen zur Wahrnehmung der fremden Religionen sind auch in den letzten beiden Jahrzehnten Momente der sozialen, kulturellen und politischen Umgebung deutlich spürbar, vor allem die Gegenwart der Gastarbeiter und ihrer Familien aus islamischen Ländern, die wachsende Aufmerksamkeit auf die bedrückende und gefährliche Situation der Dritten Welt, die subkulturelle Attraktivität östlicher Religionen (oder dessen, was man dafür hält) aufgrund unbefriedigter Sinnbedürfnisse in unserer Gesellschaft und schließlich die öffentliche Pluralität, Konkurrenz, aber zugleich auch relative Beliebigkeit der geistigen Standorte. Dabei wird zugleich deutlich, dass die Grenzen zwischen dem, was man nach üblichem Sprachgebrauch zu den „Religionen“ zählt, und den „Weltanschauungen“, „Ideologien“ o.ä. fließend sind.

Die Wahrnehmung der „Nichtchristen“ führt über die „Religionen“ hinaus

Mit dem Stichwort „Heidentum in Deutschland“ (1875, 63) verweist man schon im ersten Jahrgang der Katechetischen Blätter darauf, dass man auch die Entfremdungen gegenüber dem Christentum im eigenen Land zunächst mit den Kategorien der Mission angehen will. Solange man „im alten und neuen Heidentum“ (1895, 65) noch vergleichbare Verhältnisse sieht, kann man sich mit vertrauten Betrachtungsweisen und Bewertungen zurechtfinden. Aber neben die globale Schelte gegen das „Neuheidentum“, das sich „auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens mit immer größerer Freiheit bzw. Frechheit geltend macht“ (1906, 104), treten bald unterscheidende Warnungen: Bis in die 20er Jahre sind es vor allem die Einflüsse der „Freidenker“, der „freireligiösen“, „freideutschen“ und

„monistisch-atheistischen“ Propaganda, gegen die man gerüstet sein will. Danach sieht man sich eher durch „marxistische Erziehungsgrundsätze und -methoden“ (1932, 50), „kommunistische Zellenbildung in katholischen Schulen“ (1932, 86) und die Gefahren aus sozialistischer Einflussosphäre“ (1932, 77) herausgefordert. Der Ton ist bei all dem vorwiegend auf Apologie, Verdächtigung und Vorwurf eingestimmt. Dieses Klima der weltanschaulichen Konfrontationen verschwindet jedoch in der Zeit des Dritten Reichs und kehrt anschließend nicht wieder.

Wohl befasst man sich auch danach noch gelegentlich mit Bestreitungen des Glaubens, aber dabei nimmt man die „Atheisten im Religionsunterricht“ wahr (1967, 661; 1968, 562) und fragt nach dem Verhältnis von „Kirche und Atheismus heute“ (1967, 148). Nun geht es nicht mehr vorrangig um die Abwehr von Bedrohungen, sondern in erster Linie darum, die Anderen zu verstehen. Die Neigung, mit markanten und energischen Abgrenzungen den eigenen Standort zu sichern, ist stark geschwunden. Die entscheidenden Anfechtungen und Herausforderungen des christlichen Glaubens gehen ohnehin kaum mehr von deutlich fassbaren weltanschaulichen oder religiösen Gruppen aus, sondern weit eher von einer verbreiteten Atmosphäre der „religiösen Indifferenz“ (2/1986). Die Verständigung über Religionen ist damit nicht weniger dringlich geworden, aber sie hat einen anderen Charakter angenommen.